

**DER LEBENSBEGRIFF BEI HELMUTH PLESSNER
UND JOSEF KÖNIG.
SYSTEMATISCHE REKONSTRUKTION
BEGRIFFLICHER GRUNDPROBLEME
EINER HERMENEUTIK DES LEBENS**
Mathias Gutmann

Die Rede vom Leben ist für Geistes- und Naturwissenschaften gleichermaßen von Bedeutung. In beiden Fällen liegt es nahe zu vermuten, es handle sich dabei um ein grundlegendes Phänomen. So wie ›Leben‹ für die Biologie schon ein rein sprachliches Fundament zu bilden scheint, könnte dies auch im hermeneutischen Sinne für die Geisteswissenschaften gelten. Mehr noch, das Wort ›Leben‹ könnte die Verknüpfung beider Wissensformen bilden, an ihm könnten sich Aspekte ausmachen lassen, die grundlegend für beide Wissensformen wären. Nimmt man als übliches Modell hermeneutischen Argumentierens die von Gadamer überkommene Texthermeneutik, so ließe sich zudem schlussfolgern, dass Hermeneutik in einem gewissen Sinne nicht nur den Geisteswissenschaften sondern auch noch den Naturwissenschaften vorgeordnet wäre (vgl. etwa Taylor 1978). Das Verstehen des Lebens – in seinen unterschiedlichsten Äußerungsformen – wäre dann eine Bedingung der Möglichkeit beider Wissenschaftsformen. Bezöge man Hermeneutik als Bemühung um Verstehen nicht auf Texte und Textanaloge, wie es etwa Kunstwerke sind, sondern auf ›das Leben‹, so wäre die Aufgabe des Hermeneutikers eine doppelte. Denn zunächst müsste ein Gegenstand, das Leben, *verstanden* werden, der wie Texte und ihre Bedeutung als vorgegeben angenommen wäre. Durch das Verstehen des Gegenstandes käme es ferner reflexiv – wie im Falle der Aufnahme der Wirkungsgeschichte für den Texthermeneuten – auch zur Ausbildung eines *Selbstverständnisses* (vgl. Gadamer 1960–1966). Es wäre dann also die *Methode* der – am Textverstehen orientierten – Hermeneutik erhalten; nur würde sie auf einen Gegenstand anderer Art angewandt. Es ließe sich fortführend das Leben des Menschen als ein Element des Lebens überhaupt begreifen, so wie die ›Natur‹ des Menschen als ein Element der ›Natur überhaupt‹.

Mathias Gutmann Es ergibt sich – wie auch bei der Rede vom Natur-Verstehen – sofort der Einwand, dass Leben Unterschiedliches bedeuten kann.

Wird der Ausgang beim Wort ›Leben‹ genommen, so liegt zunächst die Vermutung nahe, es handele sich um einen biologischen, mindestens naturphilosophischen Gegenstand. Eine Klärung der Bedeutung des Wortes scheint damit nachgerade jener, der Hermeneutik entgegengesetzten Wissenschaftsform, zuzufallen. Fragt man nach einer Definition, wird in der Regel auf bestimmte Eigenschaften hingewiesen wie etwa Reproduktionsfähigkeit, Irritabilität, Metabolismus oder Mobilität. Mayr gibt zusammenfassend für die Eigenschaften des Lebens an:

»These properties of living organisms give them a number of capacities not present in inanimate systems: A capacity for evolution, a capacity for self-replication, a capacity for growth and differentiation via a genetic program, a capacity for metabolism (the binding and releasing of energy) a capacity for self-regulation, to keep the complex system in steady state (homeostasis, feed-back), a capacity (through perception and sense organs) for response to stimuli from the environment, a capacity for change at two levels, that of the phenotype and that of the genotype.« (Mayr 1997: 22)

Diese Definition bestimmt zwar in einem ersten Schritt die Gegenstände der Biologie als *belebte*. Aber es handelt sich um belebte *Dinge*, sei es Materie oder Organismen¹, die den eigentlichen Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeit bilden. Nicht also *das* Leben weist die Eigenschaften auf, die als einschlägig für den Lebensbegriff angenommen werden, sondern vielmehr die belebten Dinge. Die Folgen dieser kleinen Differenz sind in der Tat grundsätzlich, denn nun muss nicht *das Leben* in den Blick kommen, sondern lediglich die Differenz zwischen belebten und unbelebten Dingen mit explizitem Bezug auf biologische Beschreibungen formuliert werden:

»At the molecular level, all – and at the cellular level, most – of their functions obey the laws of physics and chemistry. There is no residue that would require autonomous vitalist principles. Yet, organisms are fundamentally different from inert matter. They are hierarchically ordered systems with many emergent properties never found in inanimate matter; and, most importantly, their activities are governed by genetic programs containing historically acquired information, again something absent in inanimate nature.« (Mayr 1997: 20 ff.)

1 | Wir nehmen hier eine sehr wohlwollende Deutung vor; Mayr scheint sich der Bedeutungsunterschiede die zwischen ›belebter Materie‹, ›lebenden Organismen‹ und ›Leben‹ bestehen keinesfalls jederzeit bewusst zu sein. Immerhin ist nur so seine Kritik am Vitalismus (bei gleichzeitiger Annahme der Autonomie der Biologie) sinnvoll.

Die aus diesen Überlegungen resultierende *Systemtheorie des Lebendigen* erlaubt es nach Mayr, belebte Gegenstände sowohl mit den Gesetzen des Unbelebten als auch mit den spezifischen, nur bei der biologischen Beschreibung auftretenden Regelmäßigkeiten zu bearbeiten. Gegenstand der Biologie ist also – so können wir zusammenfassen sagen – nicht *das* Leben, sondern *lebendige* Gegenstände, für die die von Mayr gewählte Bezeichnung »Integron« zutreffen mag:

»Every system, every integron, loses some of its characteristics when taken apart, and many of the important interactions of components of an organism do not occur at the physicochemical level but at a higher level of integration. And finally, it is the genetic program, which controls the development and activities of the organic integrons that emerge at each successively higher level of integration.« (Mayr 1997: 20)

Die Erklärung *des* Lebens ist dann aber keine naturwissenschaftliche Aufgabe – was genauer bedeutet, dass das Wort »Leben« im naturwissenschaftlichen Zusammenhang anders fungiert als außerhalb desselben. Soll *das* Leben zum Gegenstand hermeneutischer Betrachtung werden, ist zumindest die Funktion der Hermeneutik mit jener der Erkenntnistheorie vergleichbar. Dies ergibt sich aus der Einbettung naturwissenschaftlicher Theorien in das von der Hermeneutik bereitstellende Vorwissen. Eine solche Einbettung kann in zwei Formen geschehen, die jeweils auf spezifische Verständnisse des Gegebenen abzielen. Zum einen lässt sich von wissenschaftlichen Theorien ausgehend nach dem zurückfragen, was durch sie beschrieben oder strukturiert wird. Zum anderen könnte der Gegenstand durch *unmittelbare* »Kundgabe« in Formen der Darstellung bestimmt werden, die denen der Naturformen entsprechen, nämlich z.B. der Kunst. Beide möglichen Ansätze sind bei Gadamer angedacht und lassen sich jeweils exemplarisch durchführen (zu einer ausführlichen Darstellung vgl. Gutmann 2004: I/257 ff.).

Der Lebensbegriff bei Helmuth Plessner und Josef König. Systematische Rekonstruktion begrifflicher Grundprobleme einer Hermeneutik des Lebens

Die Kundgabe im Modus der Theorie

Einen Versuch, Hermeneutik auf die Beschreibung des Lebens anzuwenden, unternimmt Rehmann-Sutter mit dem Ziel des Verstehens, welches auf zwei miteinander verbundene Weisen aufzufassen ist:

»Die wissenschaftliche Naturbeschreibung ist in doppelter Weise ein möglicher Gegenstand hermeneutischer Fragestellung: Einerseits sind Naturbeschreibungen Versuche, etwas von der Natur zu verstehen. Sie sind Akte des Verstehens. Andererseits sind Naturbeschreibungen Produkte menschlichen Welterlebens und wollen ihrerseits verstanden werden. Sie sind Texte von Menschen.« (Rehmann-Sutter 1996: 25)

Mathias Gutmann Zur Funktion der wissenschaftlichen Naturbeschreibung als Mittel der Gegenstandskonstitution oder -beherrschung tritt ihre Funktion als *Text*, der seinerseits wieder der Hermeneutik zugänglich ist. Entscheidend für die hermeneutische Bemühung um eine Definition des *Lebens als Naturgegenstand* ist die Vermutung, dass es nicht nur einen Bezug des Lebendigen zur naturwissenschaftlichen Beschreibung gibt, sondern, dass dieser Beziehung eine weitere, *vortheoretische* vorgelagert ist:

»Die Theorie umfaßt die Naturbeschreibungen, die zwischen ihnen hergestellten Zusammenhänge und Ordnungen. Vortheorie soll hingegen jener Bereich sein, woraus Fragestellungen entstehen. Vortheorie ist Inbegriff aller Vorentscheidungen und Sinnkontexte, welche für theoretisches Fragen und Antworten vorausgesetzt werden müssen und deshalb nicht als Resultat von Beobachtungen oder Forschungen auftreten können.« (Rehmann-Sutter 1996: 26)

Die Beziehung von Vortheorie zur Theorie als dem Bereich des Fragens und Antwortens in *wissenschaftlicher* Absicht kann in zwei Weisen gedeutet werden: Zum einen ließe sich das Lebensweltliche als das einfach Nicht-Wissenschaftliche dem Wissenschaftlichen entgegensetzen. Dies liefe auf eine analytische Relation beider Bereiche hinaus. Der methodische Anfang wäre – wie bei Rehmann-Sutter angezeigt – in der nicht-wissenschaftlichen Lebenswelt zu nehmen. Alternativ ließe sich auch vermuten, dass mit den Sinnkontexten der Lebenswelt ein besonderer Zugang zum lebendigen Ding verbunden ist, der innerhalb des Wissenschaftlichen nicht auszumachen ist. Wird nun zusätzlich mit der Lebenswelt der Aspekt des Unmittelbaren, des Eigentlichen und mit der Wissenschaft der Aspekt des Vermittelten und Uneigentlichen verbunden, lässt sich zudem vermuten, dass ein theoretischer Rückgang von der Wissenschaft zu ihren Anfängen in der Lebenswelt möglich wird. Dieser Rückgang bestünde in einer *Aufdeckung* all dessen, was an Sinnkontexten durch die Wissenschaft verloren ging und wäre damit selbst eine Vor-Wissenschaft:

»Unser Verfahren muß rekonstruktiv verlaufen: wir nehmen eine fertige Theorie und fragen von ihr aus zurück, wie sie zustandekommen konnte, welche Fragen ihr zugrundelagen. Eine kritische Reflexion auf bestehende Theorietypen soll zeigen, in welcher Weise sie die Verhältnisse zwischen Mensch und Natur gestalten und ob sich Alternativen zu ihnen rechtfertigen könnten.« (Rehmann-Sutter 1996: 27)

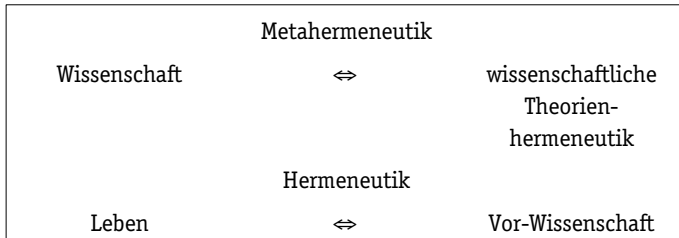
Die durch die Rekonstruktion freizulegende Vortheorie fußt auf einer besonderen Relation zwischen den – wissenschaftlich zu untersuchenden – Lebewesen und dem Menschen, der als Forscher auftritt. Die grundlegende vorwissenschaftliche Relation ist die nicht-objektivierte zwischen Lebewesen und Lebewesen:

»Denn das In-der-Welt-Sein der Menschen ist selbst ein Sein-als-Lebewesen. Und es schließt den Umgang mit anderen Lebewesen alltäglich

mit ein. Die Natur, durch, mit und in der wir leben, tritt uns in erster Linie als Miteinander und Ineinander von Lebewesen entgegen.« (Rehmann-Sutter 1996: 77)

Der Lebensbegriff bei Helmuth Plessner und Josef König. Systematische Rekonstruktion begrifflicher Grundprobleme einer Hermeneutik des Lebens

Diese Verhältnisse zwischen Lebewesen sollen durch die Theorien, die von Seiten eines Lebewesens (des Menschen) aufgestellt werden, strukturiert sein. In diese Theorien geht als Prämisse ein, dass das Wort ›Lebewesen‹ in beiden Fällen identisch verwendet wird. Die Aufgabe der Hermeneutik bestimmt sich darin, dass durch das in den Theorien Dargestellte hindurch das Leben als Grundlegendes zu erreichen ist. Es ergeben sich folgende Stufen:



Hermeneutik tritt als *Wissenschaftstheorie* auf, die die von den Wissenschaftlern – als Lebewesen im Umgang mit anderen Lebewesen – eigentlich mitvollzogenen Aspekte des Lebendigen identifiziert. Das Verstehen dieses Verhältnisses zwischen Theorie und Vortheorie ist der Ort der Metahermeneutik. Sie deckt das von den Wissenschaftlern in der Objektivierung Unberücksichtigte der Verhältnisse der Lebewesen untereinander wieder auf:

»Wenn die Tatsache, daß im biologischen Beschreiben schon interpretiert wird, nicht bewußt ist, ist die verwendete Hermeneutik nicht weniger wirklich, sie arbeitet dann nur im Verborgenen. In der naturwissenschaftlichen Biologie sind wohl die Wissenschaftler, die mit einer bewußt praktizierten Hermeneutik zur Beschreibung des Lebens beitragen, die Ausnahme. Die Regel ist eine kryptische Hermeneutik.« (Rehmann-Sutter 1996: 117)

Es liegt die Vermutung nahe, dass Wissenschaft nicht als Wissenschaftskritik zu fungieren vermag. Denn die Frage, ob das durch naturwissenschaftliche Theorien verfügbare Wissen valide ist, wird nicht nur nicht gestellt; es erscheint einfach in der Prämisse. Ein solcher metahermeneutischer Tatbestand lässt zwei gleichermaßen unbequeme Deutungen zu:

1. Es muss ein ausgezeichneter Weltbezug der Naturwissenschaften unterstellt werden, wonach es die Naturwissenschaften wären, die eine gültige Beschreibung des ›Wirklichen‹ lieferten. Diese Vermutung widerspricht nicht nur der These von der kryptischen Hermeneutik, sie wäre auch mit der schlichten Tatsache der innerhalb von Naturwissenschaften stattfindenden Auseinandersetzung-

gen zu konfrontieren, die mitunter die Einigung auf eine einzige adäquate Theorie gar nicht zulassen. Die Rekonstruktion bezieht sich überhaupt nur auf Theorien, deren Geltung schon ausgewiesen ist.

2. Die Überprüfung lebenswissenschaftlicher Erkenntnisse muss *außerhalb* der Metahermeneutik angesiedelt sein, sie muss sogar ohne diese durchführbar und faktisch schon durchgeführt sein, andernfalls der Vorwurf der schlichten Apologie nahe läge.

Die Metahermeneutik muss zudem eine Analogie zum Textverstehen konstituieren. Dies geschieht mit der Vermutung, dass die Bedingung der Möglichkeit hermeneutischer Erfahrung durch die in unmittelbarer Gemeinschaft anderer Lebewesen gegeben sei; in Analogie also zur Bedeutung des Textes durch die Einbindung des Interpreten in die Wirkungsgeschichte. Die Auflösung der Analogie ist insofern simpel, als Natur eben nicht redet, sondern nur spricht – und zwar in Form der Ausdrücke des Lebens selber:

»Verstehen der Natur ist nicht darauf angewiesen, daß die Natur redet. Sie redet nicht, zumindest nicht in Worten und Sätzen. Wie wir gezeigt haben, sind die hermeneutischen Tätigkeiten des Auslegens, Interpretierens, Denkens und Verstehens nicht auf sprachliche Botschaften beschränkt. [...] Sofern Menschen versuchen, sich mit Lebewesen auszukennen, versuchen sie zu verstehen, was Lebewesen sind. Sie verstehen dabei am Ende sich selber, wie alles Verstehen »am Ende ein Sichverstehen« ist, weil Auskennen ein Sich-Auskennen ist.« (Rehmann-Sutter 1996: 117 f.)

Der entscheidende hermeneutische Ansatz besteht nach Rehmann-Sutter nicht etwa darin, dass lebenswissenschaftliche Beschreibungen mit dem Wissen angereichert würden, welches aus der vortheoretischen Einstellung stammt. Die Beschreibung des Lebewesens als Organismus ist nicht mehr als Beschreibung eines »System[s] von wechselseitig funktionierenden Teilen, die die Erhaltung des Ganzen, innerhalb einer Umgebung sicherstellen«. In diesem Sinne fasst die Rede vom Organismus dasjenige, was dem Erklären und nicht das, was dem Verstehen zufiele. Solches Erklären fußt auf den Aspekten des Unbelebten (also den Gesetzen der Physik und Chemie) und ist damit dem eigentlichen Gegenstand der Lebenswissenschaften nicht angemessen. Die vorgeschlagene Hermeneutik zielt vielmehr auf jene Sinnhorizonte, die dem Lebewesen qua Leben eignen. Dieser Sinn besteht in der je spezifischen Beziehung des Lebewesens zu seiner Umgebung:

»Was ich einem Wesen zuschreibe, wenn ich es als Lebendiges anerkenne, ist eine ihm eigene Welt von Sinn. Ich lasse dem Wesen einen eigenen Raum von Bedeutungen. Ich gestehe zu, daß Dinge, welche für mich eine bestimmte Bedeutung haben, für das Wesen selbst in ei-

ner mir gegenüber eigenständigen Weise bedeutungsvoll sein können.« (Rehmann-Sutter 1996: 102)

»Leben« bedeutet damit nachgerade die *Möglichkeit von Bedeutung* für das jeweilige Wesen. Für die von Rehmann-Sutter vorgeschlagene Hermeneutik drängt sich die Frage auf, wie der »Sinnhof« je anderer Lebewesen, von dem Betrachtenden aus zu verstehen sei. Diese Problematik der *korrekten* Eindeutung verschärft sich noch, bedenkt man die weiterführende These von der Autonomie der den Lebewesen zugeschriebenen Sinnhorizonte:

»Leben ist für das lebendige Wesen etwas, das es selbst ist. Die Autonomie des Lebens drückt sich darin aus, daß es sinnvoll ist, vom Leben-für-Es, von seinem Erleben zu sprechen.« (Rehmann-Sutter 1996: 103)

Setzt man das erkenntnistheoretische Bedenken beiseite, so bleibt das Problem, wie das Wissen von anderen – qua Lebewesen – zustande kommen soll. Dies sei über einen erweiterten Begriff von Kommunikation möglich:

»Kommunikation ist ein Sichfinden in einer Gemeinschaft mit anderen Lebewesen durch Zeichen als Medium.« (Rehmann-Sutter 1996: 333)

Die Rede vom Sichfinden ist dabei so aufzufassen, dass sie auch für ein »Tierbewußtsein« gilt, das eben nicht »von sich bewußt wisse«. Das Sichfinden in der Gemeinschaft kann ferner als Form der Verständigung aufgefasst werden; in der Gemeinschaft *ist* Verständigung. Sehen wir davon ab, dass wir methodologisch vor eben demselben Problem stehen, wie bei der von Gadamer zugemuteten Metapher der Horizontverschmelzung, so ist die Gemeinschaft bei Rehmann-Sutter als unmittelbare Selbstgebung des Lebens bestimmt: Verstehen ist nicht erst zu erzeugen, sondern wird durch zum Ausdruck-kommen-Lassen der Lebewesen als Kommunikationspartner ermöglicht. Unmittelbar ist sie *trotz* der Rede vom Medium, die den Vollzug des »konkreten Mittels« und nicht den Mittelcharakter von Zeichen betont. Dies wird an der Unnötigkeit der Interpretation des Ausdrucks in dem Sinne besonders deutlich, dass das Verstehen des Ausgedrückten erst die Bedeutung ergibt. Sie liegt vielmehr vor, da sie sich im Ausdruck zeigt:

»Die Opisthobranchiermuster sind ein Beispiel für diese breiteste Kategorie der Zeichen. Schon hier zeigt sich ein Lebewesen in seiner Identität. In Signalen und Symbolen werden Sektoren des eigenen Charakters differenziert. Die Präsenz des durch Signale und Symbole kommunizierenden Wesens verdichtet sich in Linien eines jetzt besonders treffenden Ausdrucks.« (Rehmann-Sutter 1996: 336)

Die behauptete Unmittelbarkeit des gegenseitigen Lebensverstehens von Lebewesen durch wissenschaftliche Theorien verbindet die methodologische Schwäche der Text-Hermeneutik mit der grundsätzli-

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Mathias Gutmann chen Verweigerung des *nur* verstehenden Verfahrens, ohne nach dessen Geltung überhaupt fragen zu können.

Die Natur als kunstanaloges Sein

Soll die Rede vom ›Lebendigen‹ nicht als biologische oder quasibiologische gelten, sondern auf einer Ebene des verständigungsorientierten Redens angesiedelt sein, ohne zugleich die Antizipationen einer wissenschaftlichen Metahermeneutik zu bemühen, so bietet sich die Möglichkeit, *unmittelbare* Erfahrungen eines Bereiches für die Beschreibung des Natürlichen zu aktivieren, der in den bisherigen Überlegungen keine Rolle spielte. Die Rede ist von der Übertragung von Ästhetik auf Natur, die nicht erst seit Kants *Kritik der Urteilskraft* für Kontroversen sorgt (vgl. u.a. Böhme 1999). Wir könnten eine Ästhetik der Natur in der Hoffnung formulieren, dort jene Unmittelbarkeit zu finden, die das Verstehen des Lebendigen erschließe. Dies ist bei Gadamer in einer grundsätzlichen Analogie zumindest angedacht:

»Das Kunstwerk bildet, wie der Organismus, einen durchstrukturierten Wirkungszusammenhang, und so liegt es auf der Hand, daß niemand, solange wir im Bereich des Ästhetischen bleiben, bezweifeln kann, daß die Erklärung des Kunstwerkes nicht vom kausalen Typ sein kann, sondern auf solchen Begriffen wie Harmonie, wie Zusammenwirken, also auf der Struktur basieren muß.« (Gadamer 1996: 29)

Diese Analogie von Organismus und Kunstwerk ist weniger durch eine Strukturgleichheit beider als vielmehr durch den Bezug auf das Medium der Sprache gestützt. An dem Ausmaße des Zum-Worte-kommen-Lassens der ›Dinge‹ wäre folgerichtig auch das Gelingen des Werkes zu beurteilen. Es wäre also ein Aspekt der Sprache, Dinge, die nicht zu sprechen vermögen, zum Sprechen zu bringen. Soll dies nicht eine bloße Metapher bleiben, so muss zugleich Natur ein relevanter Aspekt der Sprache sein. Die Sprache bleibt als Medium erhalten – wie im Falle der wirkungsgeschichtlich vermittelten Textexegese. Wie dort bringt die Sprache jedoch unmittelbar etwas zur Einsicht oder zum Ausdruck, was weder durch einfaches Bereden noch durch theoretische Vermittlung zu erreichen ist. Wir müssen, so scheint es, einen grundsätzlichen Neuanfang wählen, wenn wir nicht in die bisherigen Engführungen einer *Hermeneutik des Lebens* geraten wollen; ein Neuanfang der möglich ist, wenn wir uns erneut mit den *sprachlichen* Mitteln befassen, die bei der biologischen Zurückweisung der Relevanz des Lebensbegriffes bei seiner theorie- und kunsthermeneutischen Auffassung unbedacht verwendet wurden.

Plessner und das Leben als Identitätspunkt von Sein und Denken

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Unsere Vorüberlegungen haben uns gezeigt, dass Lebens-Hermeneutik vor einem dreifachen Geltungsproblem steht:

1. Der unmittelbare Bezug auf Biologie verbietet sich, wenn die Beobachtung zutrifft, das ›Leben‹ kein zumindest grundlegender biologischer Begriff ist,
2. die Nutzung texthermeneutischer Mittel für nicht-textliche Gegenstände reproduziert die Geltungsprobleme der Texthermeneutik,
3. die Kunstwerkanalogie bürdet schließlich der Hermeneutik zusätzlich noch eine Ästhetisierung des Gegenstandes auf, ohne diese zu begründen.

Ein Neuansatz könnte gelingen, wenn entweder die Analogisierung mit Texten aufgegeben oder das Verhältnis von Rede und Gegenstand einer genaueren Bestimmung, die Gegenständlichkeit zu denken erlaubte, ohne die Verdinglichung von letztlich wissenschaftlicher Rede zu evozieren, unterzogen wird. Ein solcher Neuansatz findet sich in der Tat mit Blick in die Geschichte der Philosophischen Anthropologie und der Lebenshermeneutik. Um den Ertrag, den dieses – heute weitgehend der Vergessenheit anheim gefallene – Ringen um eine *andere Hermeneutik* auch für die aktuelle Auseinandersetzung um die Relevanz von Anthropologie und das Anfangsproblem der Philosophie haben kann, deutlich werden zu lassen, sei eine Diskussion des Lebensbegriffes zwischen Plessner und König rekonstruiert, die paradigmatisch die systematischen Ansprüche beider philosophischer Strömungen verdeutlicht.

Den Ausgangspunkt nimmt Plessner bei der Notwendigkeit der Überwindung eines Dualismus, der gleich dem Cartesischen von *res extensa* und *res cogitans* die zeitgenössische Debatte prägte und seinen Ausgang bei Dilthey gleichsam unwidersprechbar übernommene Differenzierung in Geistes- und Naturwissenschaften hatte (vgl. Plessner 1928: 74 ff.). Der Lebensbegriff erscheint als möglicher Einheitspunkt der damit bezeichneten Wissensformen, zumindest dann, wenn er weder auf nur kulturelle noch auf nur natürliche Aspekte reduziert wird:

»Den Menschen trägt die lebendige Natur, ihr bleibt er bei aller Vergeistigung verfallen, aus ihr zieht er die Kräfte und Stoffe für jegliche Sublimierung. Deshalb drängt von selbst die Forderung nach einer philosophischen Anthropologie auf die Forderung nach einer philosophischen Biologie, auf eine Lehre von den Wesensgesetzen oder Kategorien des Lebens.« (Plessner 1928: 76)

Philosophische Anthropologie und philosophische Biologie ergänzen einander systematisch genau in dem Sinne, in dem Leben eine *Dop-*

Mathias Gutmann *pelaspektivität* aufweist, die vorgefundene und für fundamental erklärte dualistische Wissenschaftsmodelle auflöst bzw. verhindert. Dieser Weg kann Plessner zufolge nur von einer Naturphilosophie genommen werden, die nicht einfachhin der Biologie als zuständiger Naturwissenschaft ihre Gegenstände entlehnt:

»Also nicht naturalistisch argumentiert: weil der Mensch das höchst entwickelte Wesen auf der Stufenleiter der Organismen ist und am spätesten zu seiner jetzigen Wesensform gelangte, und weil alle seine geistigen Lebensäußerungen auf seinen körperlichen Eigenschaften beruhen, muß eine Anthropologie von einer Biologie unterbaut werden, philosophisch wie empirisch, sondern: weil der Aufbau einer philosophischen Anthropologie zur Voraussetzung die Untersuchung jener Sachverhalte hat, die um den Sachverhalt ›Leben‹ konzentriert sind, wird das Problem der organischen Natur aufgerollt werden.« (Plessner 1928: 76 f.)

Lassen sich solche Gegenstände auszeichnen, die die gesuchte Doppelaspektivität zeigen und nicht nur (etwa als Wahrnehmungsgegenstände) in dieser erscheinen, so wären grundlegende Dualismen in eine identitäre Position zurückgenommen, die aber gleichwohl nicht monistisch sein soll. Lebendige Körper scheinen in der Eigenschaft des Lebens Kandidaten für die gesuchten Gegenstände zu sein, zumindest, wenn wir die Eigenschaft ›lebendig‹ nicht umstandslos mit anderen Eigenschaften der Art nach auf eine Stufe stellen:

»Nur haben die belebten Dinge gegenüber den unbelebten das Plus jener rätselhaften Eigenschaft des Lebens, die trotz ihrem Eigenschaftscharakter nicht nur material die Erscheinung des betreffenden Dinges, sondern darüber hinaus formal die Erscheinungsweise verändert.« (Plessner 1928: 89)

Die Auseinandersetzung von Vitalismus und Mechanismus, wie sie Plessner zeitgenössisch mit den Autoren Driesch, Roux, Spemann oder Köhler gegenwärtig war, diente ihm immerhin dazu, die Frage nach dem Besonderen der Eigenschaft ›lebendig‹ nicht einfachhin als Schulentscheidung zwischen beiden Lagern zu verstehen, sondern nach einem Kriterium zu suchen, das eine Entscheidung über diese besondere Eigenschaft zulässt. Dieses Kriterium wird im Begriff der Grenze gefunden, die als besondere Eigenschaft des lebendigen Dinges gelten soll; das Ding *hat* eine Grenze:

»Ausdrücklich ist in der These festgelegt, daß die Doppelaspektivität gegenständlich am Ding, in Eigenschaftsstellung also, auftreten muß, damit das Ding den Namen eines lebendigen verdient.« (Plessner 1928: 100)

Dabei ist die Grenze als reine Berandung von einer echten Grenze zu unterscheiden, die die Doppelaspektivität des belebten Körpers sicherstellt, also in Plessner'scher Terminologie »Raumgrenze oder Kontur [...] als auch Aspektgrenze« (Plessner 1928: 102). Dieser Fall

der »absoluten Begrenzung« (der zum reinen Gestaltphänomen hinzutritt) soll für Plessner u.a. die Entscheidung zwischen Driesch und Köhler ermöglichen. Denn beide hätten danach jeweils nur Aspekte der eigentlichen, nämlich grenzbildenden Eigenheit lebendiger Körper aufgefasst und somit wären beider Charakterisierungen als unzureichend zurückzuweisen.

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Die *systematische* Aufgabe, die dem Grenzbegriff zukommt, ist nun keine geringere als die Ableitung jener Besonderheiten, die für lebendige Gegenstände angegeben werden können. Der genannte Unterschied, der diese Ableitung tragen wird (der absoluten und der nur relativen Grenzen) ist für Plessner ausdrücklich ein *Seinsunterschied*, also nicht nur eine methodische Bestimmung:

»Von der Rechtmäßigkeit dieser Trennung kann nur der Fortgang der Untersuchung überzeugen. *Gelingt es, aus dem in Fall II gegebenen Ansatz diejenigen Grundfunktionen zu entwickeln, deren Vorhandensein an belebten Körpern als charakteristisch für ihre Sonderstellung geltend gemacht wird* und dem Vitalisiten als Stütze seiner Beweise dient, so kann füglich daran kein Zweifel mehr entstehen, daß der Unterschied zwischen Fall I und Fall II ein Seinsunterschied, d.h. – und diesen Satz halte man sich während der Lektüre des Buches ständig vor Augen – *kein für sich, sondern nur in seinen Konsequenzen oder seiner Erscheinung erfahrbarer Unterschied ist.* Gelingt die Entwicklung dieser für das Leben charakteristischen Funktionen, so erweist sich dadurch der in Fall II dargestellte Sachverhalt als Fundament und Prinzip der konstitutiven Merkmale der organischen Natur. Fall II bedeutete dann den Grund (nicht die Ursache) der Lebenserscheinungen.« (Plessner 1928: 106)

Die Bestimmung der Modale des Lebendigen ist die Aufgabe einer Naturphilosophie, die sich durchaus zugleich als Grundlage auch einer Naturwissenschaft des Lebendigen versteht. Denn die Lebensmerkmale, die hier aufgesucht werden sollen, sind durch »irreduzible Letztheit« (Plessner 1928: 110) charakterisiert, durch ein Merkmal also, dass wohl Naturwissenschaften, wie etwa der Biologie zugrunde liegen mag, das diese aber selber *per definitionem* nicht thematisieren. Für grundlegende Versuche der Definition des Lebens bezieht sich Plessner zunächst auf den *funktionalen* Ansatz von Roux und weiterer, auch zeitgenössischer Autoren. Dabei treffen wir einige der bei Mayr schon diskutierten Eigenschaften oder Aspekte wieder an, wie etwa »Ernährung, Vermehrung, Entwicklung, Vererbung, Wachstum, Reizbarkeit, Regulation, Bewegung, Struktur« (Plessner 1928: 112). Unbeachtet aller Versuche einer Deduktion dieser Mannigfaltigkeit, weist Plessner darauf hin, dass es ein Rückfall in vorkantische »Deduktionsmanier« wäre, eine Ableitung im weitesten Sinne vorzunehmen, denn die soeben aufgeführten Kategorien stehen zu offenkundig in einem direkten Zusammenhang zunächst und zuvörderst der

Mathias Gutmann Zwecke und Erkenntnisinteressen einer empirischen Wissenschaft. Stattdessen bemüht sich Plessner, die Wesensmerkmale dieser Bestimmungen, die eben schon für die Auswahl des Biologen leitend waren, aufzusuchen, statt bei den Kategorien anzufangen. Es kommt zu einer für unser systematisches Problem höchst kennzeichnenden Unterscheidung von *indikatorischen* und *konstitutiven* Merkmalen. Als indikatorische gelten solche Aspekte der ›Lebenserscheinungen‹, die die Anwesenheit des Lebens sowohl anzeigen als auch vortäuschen:

»So gibt es sehr charakteristische Bewegungen, die Leben verraten und auch dort vortäuschen, wo der Bewegungsträger unbelebt ist (Papierschlange z.B.) diese Bewegungen lassen den spezifisch vitalen Bewegungstypus erkennen, der für sich allein zu den ›anzeigenden‹ Wesensmerkmalen gehört. Oder es handelt sich um bestimmte Rhythmen, um Phänomene der Plastizität, um Formen, die bei hoher Unregelmäßigkeit einer gewissen Regel unterworfen zu sein scheinen: überall liegen Wesensmerkmale indikatorischen Charakters vor.« (Plessner 1928: 114)

Demgegenüber sind konstitutive Merkmale des Lebens solche, die »das Leben bestimmen« (Plessner 1928: 114) und es deshalb nicht vortäuschen. Gemeinsam ist beiden Merkmalsklassen ihre »Anschaulichkeit«, weshalb zum einen die indikatorischen auf die konstitutiven »zurückgeführt« werden können, weshalb aber zugleich sich die konstitutiven Merkmale nicht auf physikalische oder chemische Begriffsbildung reduzieren lassen, sondern dieser, wie angedeutet, je schon vorausliegen. Der Status einer Theorie der Modale kann damit kein *empirisch* wissenschaftlicher sein, er ist statt dessen explizit als *apriorischer* angegeben (vgl. Plessner 1928: 115). Dies führt zu einer signifikanten Verdoppelung der zur Rede stehenden Begriffe, denn nun müssen rein empirische Bestimmungen, etwa des Stoffwechsels, der Entwicklung etc., von apriorischen mit derselben Bezeichnung unterschieden werden. Das Verhältnis beider Merkmalsklassen ist im Sinne einer Voraussetzung gedacht, und zwar als explizit in ihrer »gegenständlich-anschaulichen Qualität« (Plessner 1928: 117). Es ist daher verständlich, dass die empirischen Lebensmerkmale als vergänglich charakterisiert werden, die apriorischen Wesensmerkmale aber gerade nicht, denn sie »konstituieren die konstante Schicht konkreter anschaulicher Erscheinungen, von der die empirische Wissenschaft immer wieder ihren Ausgang nehmen muß« (Plessner 1928: 118). Wir können die kritische Analyse der von Plessner gegebenen Theorie der Wesensmerkmale des Lebendigen nun in zwei Richtungen vorantreiben. Zum einen ließe sich die Frage stellen, ob das von Plessner angezeigte Verhältnis der Biologie als empirischer Wissenschaft zu ihren apriorischen Grundlegungen tatsächlich so beschaffen ist, wie Plessner vermutet – immerhin wird hier ja ein letztlich ontologischer Grundlegungsvorschlag unterbreitet. Unterstützung erhielte die ei-

nem solchen Unterfangen gegenüber zu übende Skepsis aus der Kritik von Biologen selber, dass nämlich möglicherweise eine Klärung des Lebensbegriffes überhaupt keine Voraussetzung für des Betreiben der Biologie als empirischer Wissenschaft ist. Eine Vermutung, die weitere Nahrung gerade aus den von Plessner offenkundig gar nicht zur Kenntnis genommenen Einschränkungen seiner biowissenschaftlichen Annahmen erhält, wie etwa ein Blick auf die zu seiner Zeit voll entwickelte Populationsgenetik zeigt (zum biotheoretischen Hintergrund vgl. Gutmann/Weingarten in diesem Band).

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Da uns diese Betrachtung aber zum einen wohl nur zu einer Ablehnung des Vorgestellten führte, und zum anderen von unserem eigentlichen Anliegen ablenkte, ein bestimmtes Sprach(miss-)verständnis Plessners für die Suche nach solchen Modalen oder Wesensmerkmalen verantwortlich zu machen, sei hier ein anderer, eher analytischer Weg gewählt. Wir wollen nach einer kurzen Skizze der von Plessner für grundsätzlich angesehenen Aspekte grenzerzeugender Dinge eine zeitgenössische kritische Würdigung dieses Verständnisses des ›Lebens‹ zu Wort kommen lassen, die Josef König entwickelt hat, wobei wir im letzten Teil unseres Aufsatzes eine nähere, sprachkritische Betrachtung der Verwendung von ›leben‹ und ›lebendig‹ anschließen. Diese Analyse gibt die entscheidenden Hinweise darauf, wie bei Beachtung der analysierten *sprachlichen* Strukturen ein ontologisierendes Verständnis der in Frage stehenden Rede zu vermeiden wäre und zudem das Verhältnis ›lebensweltlicher‹ und ›biologischer‹ Prädikation bestimmt werden könnte, *ohne* auf naturphilosophische und ontologische Prämissen zurückgreifen zu müssen.

Leben als Ergebnis der Konstitution grenzerhaltender Dinge

Die entscheidende für das Weitere zentrale Prämisse Plessners besteht in der Folgebeziehung von »Grenzerzeugung« und den Wesensmerkmalen des Lebendigen.² Dieser Prämisse geht eine Unabhängigkeitsvermutung möglicher Gegebenheiten (in der Welt) von der Feststellung (etwa durch Messung) dieser Gegebenheiten voraus:

»Insofern Erfahrung auf einem derart kontrollierenden Zusammenwirken der Gegebenheitsweisen beruht (das seiner inneren Natur nach einem Gegeneinanderwirken gleichkommt), führt sie natürlich zu einer

2 | Wir stimmen an dieser Stelle Fischer (2004) jedenfalls zu, dass die Charakteristik lebender Dinge von der Grenzbestimmung ausgehend entwickelt werden muss. Die eigentliche Frage ist nur, *wie* dies vor sich gehen kann, ohne eine ontologische Unterstellung. D.h., wir nehmen Plessners Anspruch ernst, die Charakteristik von der Grenze her *tatsächlich* zu entwickeln.

Auslese derjenigen Sachverhalte, welche nur in *einer* Gegebenheitsweise zu fassen sind. Es gibt in der Welt, als in der Erfahrung eingeteilt, viel mehr, als in der Erfahrung feststellbar ist. Wenn es auch in die Erfahrung eingeteilt und sie mit Formen hilft, so kann es doch aus ihr nicht wieder herausgeholt werden, weil es den Ansprüchen der Feststellung nicht genügt. Alle nur anschauungsmäßig zu gewinnenden Gehalte haben dieses Schicksal, in die Erfahrung einzugehen, ohne im Fortgang der Erfahrung bestimmbar zu sein.« (Plessner 1928: 119)

Es teilen sich danach die Gegebenheiten der Welt in zwei Klassen (unmittelbar gebende und nicht gebende), wobei die zweite Klasse wiederum in zwei Teilklassen zerfällt, nämlich in die an bestimmte (material-aposteriorische) Gegebenheitsweisen gebundenen Wesenheiten und in die nicht in dieser Weise gebundenen. In die erste Teilklassen gehören z.B. optische oder physikalische Sachverhalte, in die zweite jene, die unabhängig von nur einer Gegebenheitsweise zur »intuitiven Evidenz« (Plessner 1928: 119) zu bringen seien. »Ganzheit« etwa gehört danach zur Klasse der nur erschaubaren Gegebenheiten, und die Frage nach den Wesensmerkmalen des Lebendigen muss nun in die nach den Bedingungen der »Verwirklichung einer Wesenheit« in einem in »Raum und Zeit bestimmten Körper« umformuliert werden (Plessner 1928: 121). Die Möglichkeit geht also nach dieser Auffassung – deren eigene Geltungskriterien wir hier nicht überprüfen³ – der *Wirklichkeit* voraus genauer: Die Wirklichkeit ist ein Ausschnitt eines irgendwie Möglichen. Die weitere Aufgabe besteht in dem Finden der »inneren Bedingungen« einer gegebenen Größe, die nach Maßgabe des Prinzips der Grenze (also »Fall II«, der echten Grenzbildung) das Statthaben dieser Größe ermöglicht (Plessner 1928: 121). Diese Gestalten, die sich als Ganzheiten ausweisen lassen, sind dann solche, denen das Prädikat »lebendig« zugesprochen werden kann; Leben »in seinen wesentlichen Erscheinungen« wird definiert als »[...] *die Reihe der Bedingungen* [...], *unter welchen allein eine Gestalt Ganzheit ist*« (Plessner 1928: 122). Ausgehend von den indikatorischen Merkmalen (etwa Zerreißbarkeit, Dehnbarkeit, Biegsamkeit, Koinzidenz der Schärfe der Begrenzung des Ganzen, mit einer hochgradigen Verschiebbarkeit der Grenzkonturen; vgl. Plessner 1928: 124), werden die konstitutiven Merkmale aufgesucht. Der erste dieser Aspekte ist die Positionalität. Diese soll aus der Grenzsituation II sich ergeben. Für Lebewesen (und diese Körper scheinen unmittelbar, ohne weitere Begründung im Blick) heißt dies, dass dieses als Körperding »im Doppelaspekt ineinander nicht überführbarer Richtungsgegensätze nach

3 | Dies würde wohl auch einigermaßen schwerfallen, denn wie überprüft man das Zerfallen der Gegebenheiten in selbst- und nicht-selbstgebende? Mit welchen Methoden soll die Existenzaussage »x ist der Fall« in die Aussage »x ist eine Verwirklichung der nur erschaubaren Gegebenheit y« umgeformt werden?

Innen (substantieller Kern) und nach Außen (Mantel der eigenschaftstragenden Seite)« (Plessner 1928: 128) in Erscheinung tritt.⁴ Die Lebendigkeit des Lebewesens hängt also an der Grenzkonstitution (der Erzeugung sowohl wie der Erhaltung und Veränderung). Allerdings wird dieser Zusammenhang nicht begrifflich bestimmt, sondern, der ontologischen Einstellung und der phänomenologischen Methodik folgend, als Seinsunterschied schlicht behauptet. Diesen Überlegungen zufolge gilt eine Existenzaussage, dass es Körper gibt, die die Eigenschaft der Grenzkonstitution aufweisen. An diese Existenzaussage wird die Aussage angeschlossen, dass es die Grenzkonstitution und die aus ihr resultierende Positionalität sei, die den Aspekt der Lebendigkeit verbürgt.⁵ Doch ist Positionalität nur der Ausgangspunkt für die weiteren Charakteristika des Lebens, die für Plessner aus der Grenzkonstitution folgen. Hinzu kommen etwa Typizität und Prozeßhaftigkeit. Diese widersprüchlich scheinende Prädikation ergibt sich im Bezug auf bestimmte Positionen der zeitgenössischen Biologie.⁶ Das Individuum wird danach als *token* eines *types* aufgefasst. Dieser *type* ist erst der Gegenstand der Veränderung (man denke exemplarisch an die Schindewolfsche Typostrophie oder an die graduelle Typogenese Heberers; vgl. Heberer 1943; mit Bezug auf die Gestaltkonzeption Goethes auch Troll 1984). Deutlich wird dieser Theoriehintergrund aus einer spezifischen Verkürzung von Evolution und Entwicklung, den Überlegungen Drieschs folgend:

»Die Evolution ist die notwendige Seinsweise des in der Sukzession des Prozesses ihm selber vorwegseinenden Körpers. Infolgedessen gehört es zu seinem inneren Wesen, erscheinungsmäßig zweckverursacht zu sein, ohne jedoch sein Dasein (mitsamt seinem Wesen) von ihm getrennten Zweckursachen, d.h. dem System des sich entwickelnden Körpers selbst nicht angehörenden Bedingungen verdanken. Die Trennung von der in Zielstellung stehenden Geestaltidee, welche dadurch Zweckursache ist, ist sein eigenes Werk. Er greift ihm vor. *Das »von außen« eingreifende entelechiale Agens ist der Modus, in welchem die Randwerte des Körpers Grenzwert gewinnen.*« (Plessner 1928: 145)

Es finden sich weiterführend Merkmale wie Wachstum und Differenzierung, Alter und Tod, Systematizität, Selbstregulation, Organisiertheit. Für alle diese (im empirischen Kontext zweifelsfrei zumindest im

4 | Es wäre an dieser Stelle sicher hilfreich gewesen, weitere (nicht schon im ersten Schritt den Lebewesens zuzurechende) Gegenstände auf ihren positionalen Charakter hin zu überprüfen. So könnte grundsätzlich das Kriterium der Positionalität auch für Gele oder bestimmte komplexe chemische Reaktionsfolgen gelten. Allerdings wäre dann u.a. das Kriterium der ›Selbsterzeugung‹ entfallen. In diesem Fall müsste der reflexive Bezug des ›sich‹ eben doch schon im ersten Schritt berücksichtigt werden – gegen Plessners ausdrückliche Vermutung (vgl. Plessner 1928: 127).

Mathias Gutmann deutschen Wissenschaftsbereich relevante⁷⁾ Aspekte gilt immer der Bezug auf die Grenze und die Grenzerhaltung als Zugang zum Lebendigen. Es zeigt sich nun, dass das Plessnersche Vorgehen weder eine ›Deduktion‹ im weiteren Sinne ist, noch eine ›Wesensschau‹ oder gar Konstitution. Es handelt sich vielmehr um die Neubeschreibung von Leistungen von Lebewesen (hier wohl vor allem von Tieren und darüberhinaus von höheren, möglicherweise sogar von Wirbeltieren) unter dem von ihm gewählten Aspekt der Grenzerzeugung und -erhaltung. D.h. aber, dass entweder schon (durchaus im besten Sinne als empirisch) geltendes Wissen (etwa über organismische Grenzflächen) für eine (naturphilosophische) Unterscheidung reformuliert wird, indem die jeweiligen Leistungen auf die Grenze bezogen werden, oder dass die Bestimmung der Grenze eben doch nur begrifflich erfolgt. Lebendiges wird als ein Ding mit der Eigenschaft des Lebens angespro-

5 | Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, soll nicht bezweifelt werden, dass z.B. Lipidbilayer ein wichtiges Konstruktionsmoment von Lebewesen sein können (und es in der Regel auch wirklich sind). Ferner folgen aus diesem Besitz tatsächlich einige bemerkenswerte Aspekte der Umgebungsbestimmung durch das Lebewesen (man denke an den Aufbau von Donnan-Potenzialen, die Grundlage der Rezipitivität sind, oder generell an die Selektivpermeabilität, die die Existenz auch in hochhypertonen Medien erlaubt etc.). Aber diese Kenntnisse sind unfraglich Ergebnis genau der Art von Wissenschaft, die ohne jeden Bezug auf naturphilosophische Grundlegung zustandekommt. Besonders prekär wird die Identifikation der Grenze mit tatsächlichen Grenzen aber sicher, wenn der Unterschied so differenter Grenzformen wie etwa der Haut, Fell, Federn auf der einen Seite und Membranen auf der anderen verwischt wird (vgl. Fischer 2004). Und so schleicht sich letztlich der Verdacht ein, wenn wir die Versicherung Plessners in Betracht ziehen, dass Biomembranen als Paradigma des von ihm gesuchten Phänomens gelten können sollen (vgl. Plessner 1928: 354 ff.), dass dies der völligen kriteriellen Unterbestimmung der Grenzen in empirischer Hinsicht geschuldet ist. Die nachträgliche Subsumption zeigt zudem, dass von einer Fundierungsfunktion der Positionalität für die Biologie kaum die Rede sein kann. Es ist niemals verboten (nur möglicherweise nicht immer geraten) empirische Ergebnisse von Wissenschaften in den Aufbau eines philosophischen Argumentes zu integrieren. Es kann dann aber nicht behauptet werden, dass es sich dabei um (prinzipiell) revisionsgeschütztes, nicht-empirisches Wissen handele. Die Fundierungsfunktion gegenüber den Wissenschaften kommt deshalb nicht zustande, weil diese Wissenschaften schon gebraucht werden, um über die Verwirklichung der Positionalität überhaupt reden zu können. Dies wird zumindest zum Problem, wenn es sich bei der Grenze gerade *nicht* um eine nur begriffliche Bestimmung handeln soll.

6 | Heute wird eine ähnliche Debatte im Zusammenhang des *naming*-Problems geführt; vgl. Gutmann/Neumann-Held (2000).

7 | Dazu weiterführend Gutmann (2002, 2004).

chen. Es ist als solches vereinzelt, d.h., es individuiert die allgemeine Eigenschaft ›Leben‹.

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Die königliche Differenz

Brechen wir an dieser Stelle die Rekonstruktion der Plessner'schen Überlegungen ab und wenden uns kurz einer zeitgenössischen Darstellung dieses Ansatzes zu, der König'schen Diskussion der indikatorischen Merkmale in Plessners *Stufen des Organischen*. Das bisher entfaltete Argument legte es ja durchaus nahe, dass mit der Rede vom Lebendigen etwas ›in der Welt‹ bezeichnet wird, das auch unabhängig von unserem Wissen vorhanden ist – nur eben *noch nicht erkannt*. In diesem Sinne ist der Unterschied, den Plessner zwischen indikatorischen und konstitutiven Merkmalen macht, ein *ontischer*, der im wesentlichen auf die Wahrheitsfähigkeit der Aussage ›x lebt‹ abzielt. Dieser Ausdruck ist der Gegenstand der weiteren Analyse, indem er zur Aussage ›x ist ein Lebendiges‹ umgeformt wird. Der Übergang von der Prädikation zur substantivierten Prädikation erscheint dabei lediglich als bedeutungsgleiche Umformung, denn Plessner behandelt in seinen weiteren Überlegungen die Rede vom Leben in der Form, dass vom lebendigen Einzelding die Rede ist. Dieses Einzelding erscheint nach Plessner als Träger von Merkmalen, deren weitere Charakterisierung uns seine sichere Einordnung in die Klasse des Lebendigen erlaube. Entscheidend für die König'sche Reformulierung des zugrunde liegenden sprachlichen Problems, d.h., der Kritik eben dieses Überganges von ›x lebt‹ zu ›x ist ein Lebendiges‹ ist der Hinweis auf die Fundamentalität der indikatorischen Merkmale. Denn ihnen, so die König'sche Weiterführung »wohnen Logoi inne«, d.h. es können doch offenkundig diese indikatorischen Merkmale gerade dazu genutzt werden, das ›Lebendig-Wirken‹ einer Sache als Ausgangspunkt der theoretischen Bestimmung, z.B. im wissenschaftlichen, biologischen Sinne, zu bilden. Dieses So-Wirken einer Sache als eines Lebendig-Wirkens erläutert König am Beispiel eines in eine Decke eingewickelten Schläfers und die durch Atmung erzeugte eigentümliche Rhythmik der Bewegung:

»Ein Kamerad schlafe in Decken eingewickelt bei uns auf dem Divan, und wir sehen, wie sich die Decken in jenem eigenartigen Rhythmus seines Atmens heben und senken. Wir können uns nun auch einen Apparat vorstellen, der unter eine solche Decke gesetzt ein leidlich ähnliches Bild von Hebung und Senkung hervorbringt. Im ersten Fall haben wir eine ›lebendige‹, im zweiten eine ›tote Bewegung‹ vor uns. Ist nun ein ›Lebendigkeitseindruck‹ im Sinne dieses ersten Falls ein Eindruck-von-Lebendigkeit in dem von uns gemeinten Sinn?« (König 1937: 217)

Mathias Gutmann Diese Frage wird verneint und zwar gerade mit Hinweis auf die eigentümliche Tatsache, dass wir ja von der Bewegungen selber als Lebendig-Wirkendem sprachen – und *nicht* (zunächst) von dem Kameraden, der da unter einer Decke liegend rhythmische Atembewegungen produziert:

»Offenbar nicht. So wie ein lebendiger Mensch, so kann auch eine solche ›lebendige Bewegung‹ selber sowohl lebendig als auch unlebendig wirken. In diesem letzten Fall wirkt durchaus sie; und sie wirkt und ist dann schlechthin lebendig (oder unlebendig), während die Bewegung im Sprachgebrauch Pleßners nicht selbst lebendig ist.« (König 1937: 217)

Damit ist ein sprachlicher Unterschied bezeichnet, der bei der Plessner'schen Differenz von indikatorischen und konstitutiven Merkmalen schlicht nivelliert wurde, dass nämlich eine *Bewegung* lebendig wirken kann, ohne deshalb notwendig Bewegung eines Lebendigen zu sein. Im ersten Fall bezeichnet ›leben‹ nicht ein Ding, dem ein Merkmal zukommt (eben das Lebendig-Sein), sondern das Verb bezeichnet in etwas altertümlicher Diktion eine Anmutung der Bewegung als einer mehr oder minder lebendig-wirkenden – und zwar *auf uns!* Im zweiten Fall hingegen befinden wir uns bereits in einem bestimmten sprachlichen Kontext, in dem die Transformation der Aussage ›x lebt‹ zu ›x ist ein Lebendiges‹ vollzogen und als *wahr* unterstellt wurde. Nun ist es aber bei genauerer Betrachtung der König'schen Unterscheidung (des *Wie*-ein-Lebendig-Wirken und des Lebendig-Wirken) gerade entscheidend, dass mit der von Plessner vollzogenen grammatischen Umformung der Rede ›x ist ein Lebendiges‹ der Eindruck eines vorliegenden Dinges mit Eigenschaften (etwa konstitutiven des Lebens) erst erzeugt wird:

»In dem Wort *lebendig* liegt die Zweideutigkeit, daß es einmal soviel wie leben meint, dann aber auch ursprünglich interpretierende Metapher des *Wie* des Wirkens ist; und diese Zweideutigkeit geht auf ›den Lebendigkeitseindruck‹ über. Pleßners ›lebendige Bewegung‹ ist nicht eine Bewegung, die lebendig-wirkt, sondern eine solche, von der wir freilich sagen können, sie wirke wie die Bewegung eines Lebendigen. Der Ausdruck ›lebendige Bewegung‹ ist dann sprachlich korrekt und in systematischer Absicht belehrend, aber er ist kein ursprünglich interpretierender Ausdruck in unserem Sinn.« (König 1937: 217)

Die systematischen Folgen dieser sprachlichen Differenzierung, sind für die Plessner'sche Vermutung, dass wir es nämlich bei den Referenten der konstitutiven Merkmale des Ausdruckes ›Leben‹ mit Seinsunterschieden zu tun haben, weit reichend. Es könnte sich, so möchten wir die feinsinnig zurückhaltenden Ausführungen Königs weiterdenken, um eine sprachlich erzeugte Ontologisierung handeln, um ein Phänomen, das sich missverständlicher Rede eher als Dingen oder ver-

meintlich in ihren Eigenschaften auch unabhängig von einer Wissensordnung bestimmten Naturdingen verdanke.

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Wissen und Gewusstes – die methodologische Differenz der Redeformen

Die kritische Darstellung der Plessner'schen Überlegungen wäre ein rein philosophie- bzw. biologiehistorisches Unterfangen, beschränkte sie sich auf eine Zurückweisung ohne zugleich Perspektiven des Argumentierens zu eröffnen. Immer noch ließe sich ja die Rede vom »ursprünglich interpretierenden Ausdruck« (König 1937: 217) so auffassen, dass hier ebenfalls eine (gegebenenfalls eben andere) Seinsordnung unterstellt würde wie bei Plessner. Die Folgen wären wohl ästhetischer, nicht aber systematischer Natur. Dass die Verhältnisse hier anders liegen, dass ferner die König'schen Überlegungen sich gerade für jene Kontexte nutzen lassen, von denen Plessner unverwandten Blickes ausgeht und so eine Ontologisierung bestimmter und bestimmender Rede kaum vermeiden kann, zeigt die Rekonstruktion des Ausdruckes »lebendig« bei König. Das Wort tritt bei König in einer eigentümlichen Doppelung als modifizierendes und als determinierendes Prädikat auf. Den Ausgang nehmen seine sprachlogischen Darstellungen bei dem »Satz des Bewusstseins«, wobei gilt:

»Es ist demnach bezeichnend für diesen Satz, oder genauer, für die gedankliche Lage, in der solches Reden das Ansehen eines Satzes und einer relevanten Bemerkung gewinnt, daß ein Begriff von seiendem zugrunde liegt, demzufolge es dem, was ist, zufällig ist, daß jemand von ihm weiß. Es ist, nach ihm, zwar möglich, daß Seiendes gewußt wird; allein das Seiende, von dem ich weiß, ist eben gewußtes Seiendes; das Seiende hingegen als solches ist das nichtgewußte Seiende. Nur bei der Hinzunahme dieses entscheidenden Zusatzes und Ansatzes besagt der Satz etwas. Nur dann ist es ferner möglich, seinen Gehalt dahin zusammenzufassen, daß das, von dem wir wissen, immer nur das gewußte Seiende, nicht das nichtgewußte Seiende, nicht also das Seiende als solches ist.« (König 1937: 54)

Den entscheidenden Hinweis auf die systematischen Schwierigkeiten, die sich bei einer ontologischen Ausdeutung dieser Rede ergeben, entnimmt König dem Übergang von der der Subjekt-Objekt-Differenzierung⁸ folgenden Unterscheidung des Gewusstes von der *Form* dieses Wissens. Dieser Unterschied drückt sich in zwei nahe verwandten

8 | Nach dieser Diagnose ließe sich übrigens auch Plessners Position – wegen seiner Trennung von Sein und Wissen – letztlich im klassisch bewusstseinsphilosophischen Paradigma verorten.

Mathias Gutmann Redeformen aus: ›x ist vorhanden‹ und ›x ist ein Vorhandenes‹. Dieser Übergang kann entweder als trivial abgetan werden, nämlich als synonym, oder aber als höchst folgenreiche Ontologisierung einer Redeform. Und in der Tat scheint die Umwandlung des ersten in den zweiten Satz nur dann unbedenklich, wenn mit der Subjektivierung des Prädikates nichts weiter gemeint ist, als ›x ist vorhanden.« (König 1937: 59 f.) Mit der Übertragung entsteht aber eine Situation, die sich sprachkritisch als Grundproblem jedes primären Bezuges auf Subjekt-Objekt-Differenzen ergibt. Es entsteht nämlich mit der Umformung von ›x ist ein Vorhandenes‹ in ›x ist ein Seiendes‹ der Eindruck, als sei dies etwas anderes als der ursprüngliche Ausdruck, der eine schlichte Existenzaussage bezüglich x enthält. Mit der Rede vom Seienden kommt eine weitere Unterscheidung ins Spiel, die seit je den Umgang mit dem Existenzquantor charakterisiert. Der so entstehende Eindruck ist nämlich die Differenz vom ›Sein als solchem der Dinge‹ und dem jeweiligen ›Was-Sein‹. Diese Differenz, in zwei Sätzen ausgedrückt, bezeichnet mögliche Ausdeutungen der Subjekt-Objekt-Relation:

»Die beiden Sätze, die die Reflexionssituation des Satzes des Bewußtseins ausmachen: daß nämlich 1. das Seiende als solches unabhängig ist vom Wissen [...] und daß 2. das Seiende, von dem wir wissen, immer eben nur gewußtes Seiendes und nicht das Seiende als solches ist, spiegeln das Dargelegte. Aber der sog. Satz des Bewußtseins ist, um im Vergleich zu bleiben, ein Zerrspiegel.« (König 1937: 62)

Ein Zerrspiegel aber ist er, da der erste Satz als echte Aussage über das Seiende erscheint, während erst der zweite Satz die nähere Bestimmung ergibt. Gemäß der von König gewählten Anfangssituation (›x ist vorhanden‹) ist er aber lediglich der missverstandenen Grammatik der Existenzaussage geschuldet. Der für uns hier entscheidende *Gewinn* dieser noch sehr formalen Überlegung, besteht in der Einsicht Königs von der grundsätzlichen Untrennbarkeit von Reden und Wissen (vgl. König 1937: 63). Und weiter wird die Form zumindest der grundsätzlichen Möglichkeiten des Wissens bestimmt. Der Bezug auf unser Thema ergibt sich – nach den vorhergehenden Überlegungen zur Verwendung des Ausdruckes ›leben‹ – von selbst. Es lässt sich nämlich auch hier von der Aussage ›x lebt‹ zur Aussage ›x ist ein Lebendiges‹ übergehen. Und auch hier (wie in Königs Beispiel) ergibt sich derselbe grammatische Schein, dass da etwas sei, das als Seiendes anzusprechen ist, und dem noch zukommt, das es lebt. Um eine solche auf die Redeform bezogene Klärung erzielen zu können, wendet sich König zunächst einem strukturellen Unterschied zu, der ähnlich unbedeutend zu sein scheint wie der am Satz des Bewusstseins entwickelte – der Unterschied nämlich in der determinierenden und modifizierenden Verwendung von Prädikaten. Die Differenz beider Redeformen ist eine *funktionale*.

Die funktionale Differenz von modifizierender und determinierender Rede

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Die Funktion modifizierender Ausdrücke besteht in einer eigentümlichen Rückbeziehung des Potenzialen auf das Aktuelle. Dies macht König anhand einer auf den ersten Blick generisch anmutenden Spekulation deutlich:

»Diese Betrachtungen zeigen, wie es – im Prinzip – verstanden werden kann, daß unsere Sprache über die Worte *leben* und *lebendig* verfügt. Daß einer *lebt* (*am Leben* oder *lebendig ist*), ist eine jener Tatsachen (Sachverhalte), von denen wir sagten, daß der Mensch sie in eben dem Augenblick, in welchem er den Weg sprachlicher Mitteilung beschritt, zu etwas Ausdrückbarem machte [...]. Und wie immer auch die Etappen dieses Hervorbringens tatsächlich gewesen sein mögen, so ist doch im Prinzip deutlich, daß diese Entwicklung weder von dem modifizierenden Bereich ausgeht, noch zu ihm unmittelbar hinführt. Die Möglichkeit des aktuellen modifizierenden Ausdrucks *lebendig* setzt nun das Verfügbargewordensein dieser Ausdrücke voraus. Denn das lebendig-Wirken macht zwar Rede und eben diese Rede, macht aber nicht Sprache möglich.« (König 1937: 211 f.)

Dem ist zunächst zu entnehmen, dass eine bestimmte Form des Ausdruckes die Bedingung der Möglichkeit eines bestimmten Redens, nicht aber von Sprache ist. Diese Feststellung ergibt die erste Asymmetrie von Reden und Sprache. Es muss also schon Sprache verfügbar sein, um bestimmtes Reden zu ermöglichen. Dieser an sich triviale Sachverhalt erhält seine Ausdeutung, wenn wir die nächste Asymmetrie betrachten, die zwischen den Ausdrücken ›lebendig‹ und ›lebendig-Wirken‹ besteht. ›Lebendig‹ erscheint dabei als durch ›lebendig-Wirken‹ ermöglicht. Erst also wenn ›lebendig-Wirken‹ (als Ausdruck) *verfügbar geworden ist*, ist die Rede von Leben möglich. Bemerkenswert ist an dieser Stelle die perfektische Formulierung. Sie kann auf mindestens zwei Weisen gedeutet werden, und von dieser Deutung wird es abhängen, ob wir es mit einer mentalistischen, einer naturalistischen oder einer sprachlogischen Konzeption zu tun haben. Zum einen könnte sie ein zeitliches ›Geworden-Sein‹ meinen. Dann müssten wir schrittweise erst über den Ausdruck ›lebendig-Wirken‹ verfügen, um in einem zweiten Schritt den Ausdruck ›lebendig‹ bestimmen – also einführen zu können. Eine zweite Deutungsmöglichkeit bestünde darin, die Beziehung als eine *reflexive* zu deuten. D.h. zu vermuten, dass zeitlich beide Reden schon möglich waren (d.h. hier *physisch* möglich, sie konnten gebildet werden), dass aber erst angelegentlich einer bestimmten Rede eine andere uns aufgeht. ›Leben‹ kann daher sehr wohl aus dem determinierenden Bereich stammen und dennoch die modifizierende Verwendung ermöglichen. Daher kann die generisch wirkende Aussage als Bedingungsabfolge solcher-

Mathias Gutmann art verstanden werden, dass zwar determinierende Rede *wirklich* gewesen sein muss um an ihr modifizierende zu entdecken, dass aber der modifizierende Ausdruck ›lebendig‹ nur angesichts anderer Ausdrücke (wie etwa ›lebendig-Wirken‹) *möglich* ist. Das Lebendig-Wirken ist daher hier dasselbe wie ›lebendig‹ – es ist ein Ausdruck und nicht etwa eine außersprachliche Existenz (also das von dem Ausdruck unabhängige) die dann auch noch benannt würde. Es stellen sich nun zwei Fragen:

1. Woher wissen wir vom *Passen* eines Ausdruckes?
2. Wie ist der ›Weg‹ zu denken, den der Mensch da beschritt?

Der Weg als Differenzierung

Beginnen wir mit der zweiten Frage, denn deren Beantwortung dürfte wichtige Hinweise für die Kriterien abgeben, die zur Passungsbeurteilung von Ausdrücken beigebracht werden können oder müssen. Die Reihenfolge von determinierenden zu modifizierenden Prädikaten hatten wir zunächst als zeitliche aufgefasst, um sie dann als eine reflexive zu rekonstruieren. Determinierende Prädikate sind also Bedingung der Möglichkeit modifizierender Prädikate. Der Weg nun, den der Mensch beschritt, um zu dieser Form des Ausdruckes zu gelangen, ließe sich zumindest bezüglich der ersten Deutung als generische Betrachtung verstehen. Danach ließe sich das Machen-von-Tatsachen-zu-Audrückbarem genau so verstehen, dass da etwas ist (nämlich Tatsachen), was durch bestimmte Redeformen ausgedrückt wird. Wir ziehen also – um eine Rede Mischs zu variieren – den schon vorhandenen Tatsachen das ›Kleid‹ des Ausdruckes über und machen sie so zu sprachlichen Gegenständen. Danach folgten die modifizierenden Ausdrücke *konstitutiv* den determinierenden, und der Weg, den der Mensch beschritt, um dies zu leisten, wäre z.B. ein solcher der Sprachentwicklung (im Sinne von Evolution). Dieser Deutung stehen zwei Sachverhalte entgegen:

1. Auch für König treten die Wörter ›leben‹ bzw. ›lebendig‹ in *zwei* Funktionen auf, nämlich als modifizierender und als determinierender Ausdruck. Damit ist die Unterscheidung gerade nicht einfach die zweier Arten von Ausdrücken, sondern zielt auf zwei Funktionsweisen von Ausdrücken, die aber eben immer jeweils einfach ein Wort sind (nämlich ›leben‹ und ›lebendig‹).
2. In einer systematischen Diskussion der von Brentano und Husserl herkommenden Rede von ›modifizieren‹ und ›determinieren‹, weist König auf einen Unterschied hin zur üblichen Verwendung des Ausdruckes ›modal‹:
»In meinem Sprachgebrauch hingegen ist z.B. ›vergangen‹ Ausdruck für das Wie und also für den Modus des Wirkens und Seins. In sachlicher Hinsicht sowohl als auch in sprachlicher könnte ich gleich gut von modalen

Prädikaten sprechen. Im philosophischen Sprachgebrauch besteht aber eine Neigung, nur Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit ›Modi des Seins‹ zu nennen, so daß die Vermeidung des Ausdrucks ›modal‹ ratsam scheint. Das so-Seiende als solches ist zwar ein modifiziertes Seiendes; aber diese Modifikationen können prinzipiell nicht das Seiende verändern oder gar aufheben; denn das wahrhaft Seiende ist nur als so oder so, also nur als zum Beispiel das vergangen-Seiende ein Seiendes.« (König 1937: 222)

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Danach wäre der Modus die Art des Seins eines Seienden – besser: Das, was als *Seiendes* angesprochen wird, ist immer notwendig schon ein wie-Seiendes und der Modus, die Art des Seins dieses Seienden ist nicht beschränkt auf die klassische Dreiheit *modaler* Prädikate. ›Modifizierend‹ bedeutet den Modus des Seins anzeigend, und damit drückt »die modifizierende Rede [...] das Ergebnis eines ursprünglichen Messens, oder Schätzens auch Kostens aus« (König 1937: 222). Die modifizierende und determinierende Verwendung von Prädikaten lässt sich ihrerseits an Kriterien festmachen, die allerdings kaum streng gelten werden, immerhin aber einen Eindruck der funktionalen Differenz vermitteln:

»Modifizierende Ausdrücke von der Art des Ausdrucks *lebendig* sind durch zwei, ihrerseits miteinander zusammenhängende Eigenschaften charakterisiert, die besondere Erwähnung verdienen: sie sind steigerungsfähig und haben ein echtes Gegenteil (*ἐναντίον*). Etwas wirkt mehr oder minder lebendig, z.B. äußerst, aber etwa auch *ziemlich* lebendig. Und dem lebendig-Wirken steht ein ursprüngliches, echt konträres, unlebendig-, leblos-, tot-Wirken, das auch seinerseits steigerungsfähig ist, zur Seite.« (König 1937: 214)

Diese Kriterien erlauben zumindest eine erste annähernde Unterscheidung der Funktion, um die es hier geht. Dabei ist zu bedenken, dass der Gegensatz nicht zwischen theoretischer und vorthoretischer Rede verläuft:

»daß ein Satz wie *X lebt* keine theoretische Bestimmung ist [...], darf nicht dahin gekehrt werden, daß er schlechthin keine solche darstellen könne. Sagen wir *Tiere und Pflanzen leben, Steine nicht*, so fungiert *leben* offenbar theoretisch bestimmend.« (König 1937: 215)

Vielmehr ist die Rede von *theoretischer* und (wie wir im Vorgriff auf die weiterführenden Überlegungen Königs sagen können) *praktischer* Bestimmung die Angabe des sprachlichen Feldes, in dem Wörter *als* determinierende Prädikate fungieren können. Das gleiche muss zumindest in einer Hinsicht auch für modifizierende Prädikate gelten, insofern nämlich Worte *als* modifizierende Ausdrücke fungieren *können*. Die Unterscheidung, so können wir unsere bisherigen Betrachtungen zusammenfassen, ist eine an etwas, und zwar an Reden. Wörter können als determinierende oder modifizierende Prädikate fungieren. Innerhalb dieser Funktionsunterscheidung ist die determinie-

Mathias Gutmann rende Verwendung Bedingung der Möglichkeit der modifizierenden Verwendung. Aber das Hervorbringen, um das es dabei geht, wird von König ausdrücklich als ein solches geschildert, das weder »von dem modifizierenden Bereich ausgeht, noch zu ihm unmittelbar hinführt« (König 1937: 212). Damit kann der Unterschied von »determinierend« und »modifizierend« überhaupt nur gelegentlich des je schon Geredet-Habens gemacht werden. Beide Redeweisen sind miteinander verschränkt. Wir wollen diese Verschränkung als den Modus des Hervorbringen, von etwas *als einem Ausdrückbaren* nun noch näher untersuchen.

Die Sprache als Koordinatensystem des Seins

Die Rede vom Ausdrückbaren scheint nahe zu legen, dass es etwas gibt, das einen Eindruck auf etwa anderes hinterlässt, das für diesen Eindruck einen Ausdruck findet. Dieses Verständnis von Ausdrückbarem hinterlässt ein Feld des Außerbegrifflichen (der »Objekt-Seite«), dem auf der anderen (der »Subjekt-«-)Seite ein Ausdrückendes gegenübersteht. Beide Aspekte können für sich als wirkliche Dinge vorgestellt werden, oder aber als Momente einer übergreifenden Relation. Letzteres ist die König'sche Entscheidung, denn für die modifizierende Rede gilt ausdrücklich, dass sie die *Einheit* von Sein und Sein-Denken ist:

»Der Ausdruck sozusagen *für* diese Bestimmtheit ist der Ausdruck, mit welchem wir sie aussprechen, d.h. der Ausdruck sozusagen *für* sie ist der modifizierende Ausdruck selber: z.B. also *leer, erhaben, vergangen* oder etwa auch *man verheimlicht mir etwas*. Der modifizierende Ausdruck, oder mehr allgemein, die modifizierende Rede (Logos) ist die Einheit von Sein-Denken und Sein. Wenn wir hier *die Rede* dahin verstehen, daß sie die Realität, welche sie meint, je an solchen modifizierenden Reden hat, dürfen wir kurz sagen: die Rede ist die Weise, in der diese Entgegengesetzten als Eines und mit sich Identisches da sind« (König 1937: 194)

Der einheitsstiftende Aspekt der beiden Entgegengesetzten (Sein-Denken und Sein) ist die Rede bzw. zunächst eine bestimmte Form derselben. Für den Ausdruck »Sein-Denken« gilt weiterführend, dass er Rede möglich macht. Wiederum kann dies so aufgefasst werden, als bestünde das die Rede-möglich-Machen darin, dass erst qua Sein das Sein-Denken und qua der sich so einstellenden Relation (die dann in gewisser Hinsicht sogar eine Explikation wäre) Rede, nämlich das Sein-Sagen, zustande käme. Diese Deutung scheidet aber wohl schon an der eben getroffenen Feststellung, dass es die Rede ist, die das Übergreifende der Entgegengesetzten von Sein-Denken und Sein ist. Ganz lapidar lässt sich nämlich »Sein-Denken« als Sein-Sagen *potentia* dahin bestimmen, dass hier *Sein* gesagt wird, und entsprechend für

das Denken, das nicht das Sein enthält, dass es des Ausdruckes ›Sein‹ entbehrt:

»Sein-Denken ist das Denken, welches das Sein enthält; und dies besagt, wie wir sahen, daß dieses Denken den Ausdruck *Sein* enthält. Entsprechend ist das Denken, welches nicht das Sein enthält, dasjenige, welches nicht den Ausdruck enthält für das, was in diesem Bereich als Sein, nämlich als Tatsache [...], begriffen werden kann.« (König 1937: 195)

Die Verwendung des Wortes ›Sein‹ ist also hier nicht beiläufig, sondern grundsätzliche Anzeige der Möglichkeit, von einem Denken zu reden, das das Sein enthält (und zwar wörtlich). Das Denken, in beiden Fällen, ist ein bestimmtes Reden, und dieses können wir nun der Unterscheidung von modifizierenden und nicht-modifizierenden Ausdrücken zuweisen. Denn das Denken, das das Sein enthält, macht – so die König'sche Formulierung – Rede möglich, dasjenige, das nicht Sein enthält, hingegen nicht. Der erste Fall entspricht dem modifizierenden, der zweite dem determinierenden Reden. Nun können wir uns der Klärung der Frage zuwenden, was es denn eigentlich heißen soll, dass das erste Denken Rede möglich macht, das zweite nicht. Diese Differenz wird an zwei scheinbar gleichen Fällen diskutiert: zum einen dem »Verspüren einer Explosion« und zum zweiten dem »leer-Wirken eines Zimmers« (König 1937: 195 f.). Im ersten Fall scheint es so, dass das Verspüren selber Auskunft über die Geltungsbedingungen des geäußerten Satzes ist. Wir könnten also paraphrasieren, dass der Ausdruck ›Ich verspüre gerade eine Explosion‹ genau dann wahr ist, wenn ich gerade eine Explosion verspüre. Bleiben wir der Kritik des *Satzes des Bewusstseins* eingedenk, dann ist die Formulierung zwar richtig, sie ereignet sich aber offensichtlich in der Rede selber. D.h. dasjenige, was als Kriterium für die Geltung des geäußerten Satzes gilt, ist der Struktur der Äußerung selber angemessen. Und nur insofern determinierende Rede stattfindet, ist es sinnvoll zu sagen, dass das Verspüren der Explosion als Geltungskriterium fungieren kann:

»Was in diesem Felde Norm und Ausdrückbares sein könnte, wären – und sind auch in gewisser Weise – die Tatsachen, z.B. das Verspürtwordensein der Explosion. Allein die Tatsachen sind hier nicht an ihnen selber, nicht κατ' αὐτό, ein Ausgedrücktes und Ausdrückbares und zwar deshalb nicht, weil sie von uns – von uns Menschen – zu einem Ausdruck-barem oder zu einer möglichen Norm der Rede gemacht worden sind« (König 1937: 196)

In dem perfektischen Gemacht-Haben tritt uns wieder die oben angezeigte scheinbar generische Rede entgegen. Wir können sie nun – unabhängig von ihrer tatsächlichen generischen Ausdeutbarkeit – durch ein ›wenn – dann‹ ersetzen, im Sinne also einer konditionalen Aussage. Determinierende Reden sind jene (Rede-)Mittel mit denen und durch die wir etwas erreichen können, nämlich eine Tatsache (besser

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Mathias Gutmann einen Sachverhalt) nicht nur ausdrücken – dies wäre sehr nahe noch an der Referenz auf Außerbegriffliches als *Anfang* der Versprachlichung –, sondern *ausdrückbar machen*:

»Infolge dieser Erfindung sind wir nun imstande, die Tatsachen, z.B. die, daß jetzt die Lampe brennt, auszudrücken; aber daß wir sie [die Tatsachen] ausdrückbar machten, besagt, daß wir etwa erfanden, im Verhältnis zu dem sie allererst als Tatsachen fungieren konnten. Daß z.B. jetzt die Lampe brennt, vermag nunmehr die Norm zu sein der entsprechenden Rede; es vermag nun, das zu sein, wonach wir uns in solchem Sprechen richten; allein die Kraft dazu ist ihm allererst mit der Erfindung der Sprache zugewachsen; es besitzt sie nicht von Haus aus.« (König 1937: 197)

Die Redeform gibt die Bedingungen an, unter denen wir von dem Gelingen des jeweiligen Redens sprechen können. Dabei treten innerhalb der Rede die Momente, die wir als *äußere* von den *inneren* unterscheiden können, der Form nach auseinander. Sie erscheinen uns auch unabhängig von der Rede als vorfindliche, von denen her die Rede selber ihre Bestimmung erhält. Und dies scheint – eingedenk der Tatsache, dass es sich bei Äußerem (Tatsache) und Innerem (Eindruck) wiederum um Reden (nämlich um bestimmte Ausdrücke) handelt, durchaus gerechtfertigt. Reden als determinierende sind offenkundig solche Mittel des (sprachlichen) Ausdruckes, bezüglich deren überhaupt erst von einem Zeigen-auf oder einem Aufweisen-von gesprochen werden kann. Das Sein das durch determinierende Reden ausgesprochen wird, ist dem Wortsinn nach ein bestimmtes. Daher insistiert König zurecht auf dem Zusatz ›wie-gesagt‹, denn das Sein, von dem die Rede ist, ist ein bestimmtes von jemandem Gesagtes. Determinierende Reden machen Sprache möglich, wobei die Determination von etwas durch die Rede ein Hervorbringen dieses etwas *als* eines von uns unabhängigen ist, *als* eines auch ohne unser Zutun Voruns-Stehenden. Determinierende Reden sind in einen Zusammenhang hineingestellt, der eben *Sprache* ist; in ihr ereignet sich *Welt*:

»Erst mit der Erfindung und Zugrundelegung eines solchen Koordinatensystems wächst einem beliebigen Ort die Kraft zu, als dasjenige zu fungieren, wonach wir uns bei seiner Bestimmung richten können. Die Sprache ist gleichsam das Koordinatensystem, die Tatsachen sind die Orte, die Reden (die determinierenden Logoi) die Bestimmungen der Orte. Und in dieser Rücksicht erhellt nun ohne weiteres, daß in diesem Bereich das Hauptgewicht auf der nennenden oder bezeichnenden Funktion von Wörtern liegt. Gewisse Wörter nennen oder bezeichnen anschaulich Gegebenes; mit ihnen weisen wir auf solches hin; sie sind unsere Wörter für solches und sind insofern Namen in einem umfassenden Sinn; so ist – um ein einfaches Beispiel zu geben – das Wort ›Sonne‹ unser Wort für die Sonne, für dieses irgendwie anschaulich Gegebene. Von daher dürfen wir kurz sagen: Die Erfindung der Spra-

che, von der hier die Rede ist, ist die Erfindung solcher Namen und gewisser grammatischer Regeln für die Verknüpfung derselben.« (König 1937: 198)

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

Nun ist aber determinierende Rede als Sprache immer ein Reden, welches »nicht das Sein enthält« (König 1937: 198). Sprache ist zwar angelegentlich des Redens möglich, umgekehrt ist sie aber die Bedingung der Rede als determinierender. Es wäre eine Determination ohne das genannte Koordinatensystem gar nicht möglich, da Bestimmen immer ein solches »bezüglich eines anderen« ist. Unterscheiden wir das Verhältnis von Sprache und Denken, das das Sein enthält, von Sprache und Denken das das Sein nicht enthält, lässt sich dieser Unterschied auf eine Differenz zwischen determinierender und modifizierender Rede zurückspielen. Wie gesehen, setzt determinierende Rede Sprache voraus:

»Die Sprache entsteht ineins mit Reden dieser Art [die Sprache voraussetzen]; und umgekehrt: Reden dieser Art sind an ihnen selber Reden, die auf die Bildung einer Sprache gleichsam zuliegen oder die in ihrem Fortgang ungewollt eine Sprache zur Erscheinung bringen und sozusagen ablesbar machen. In diesem Verstand setzen sich determinierender Logos und Sprache wechselseitig voraus. Die Idee dieser Rede und die Idee der wesentlich menschlichen Sprache sind untrennbar, und insofern sind auch diese Reden wesentlich menschliche Reden.« (König 1937: 199)

Für die modifizierende Rede gilt aber nun:

»Der modifizierende Logos hingegen hat, an ihm selber betrachtet und von Haus aus, kein Verhältnis zur Sprache. Sein-Denken macht diese Rede möglich. Aber weder macht Sein-Denken deshalb schon Sprache möglich, noch gilt hier ohne weiteres umgekehrt, daß die Sprache die Möglichkeit dieser Rede ist. Die modifizierende Rede ist die Rede des Seins und in Koinzidenz damit die des Sein-Denkens. Insofern ist sie nicht eine wesentlich menschliche Rede.« (König 1937: 199)

Fragen wir nach den Geltungsbedingungen dieser Aussagen, dann wäre eine nahe liegende Übersetzung wohl folgende:

1. Modifizierende Reden sind *grundsätzlich* andere Reden als determinierende.
2. Sie sind keine menschliche Rede – oder zumindest sind sie dies nur *auch*.
3. Modifizierende Rede ist durch Denken, welches das Sein enthält, *möglich*.
4. Aber Sein-Denken macht *nicht* Sprache möglich.
5. Sprache ist *nicht* die Möglichkeit der Rede.

Es gilt also hier:

Ad 5. | Beginnen wir mit dem Schluss, so kann dies wohl nur heißen, dass modifizierende Rede nicht die Möglichkeit des Systems der

Mathias Gutmann determinierenden Rede ist (wiewohl die *Möglichkeit* überhaupt der determinierenden Rede damit noch nicht ausgeschlossen wird).

Ad 3. + 4. | Sein-Denken macht modifizierende Rede möglich. Daraus ergibt sich mit 5., dass sie auch determinierende Rede, aber nicht notwendig Sprache möglich macht. Das Verhältnis von Sprache und Rede wäre daher bezüglich der modifizierenden Rede kontingent – also weder notwendig noch unmöglich.

Ad 2. | Modifizierende Reden sind menschliche Reden. Sie sind dies insofern notwendig, als wir von ihnen nichts wüssten, wenn sie dies nicht wären. Aber bezogen auf den Referenten der Rede sind sie nur kontingenterweise menschliche Rede.

Ad 1. | Daraus ergibt sich der grundsätzliche Unterschied zur determinierenden Rede, denn diese ist in jedem Sinne menschliche als von jemanden an jemanden adressiert und unter Geltungsbedingungen stehend.

Es lassen sich nun zwei Verständnisse des Ausdruckes ›Sein‹ denken, nach denen sich höchst unterschiedliche Deutungen dieser Überlegungen geben. Zum einen könnte ›Sein‹ im determinierenden Sinne gemeint sein. Dann hieße dies, dass etwas in modifizierender Rede zur Sprache käme, ohne zur Sprache zu kommen. Die Rede des Seins wäre dann vom Menschen nur kontingenterweise zu vernehmende Rede, und es schlosse sich die Frage an, warum König – als einer jener glücklichen Menschen, die diese Rede wohl vernommen haben müssen um uns darüber berichten zu können –, modifizierend denken und reden kann. Eine andere Deutung erhalten wir, wenn wir das Sein, von dem die Rede ist, als eines auffassen, dass überhaupt nur in der Rede oder zumindest durch Reden (und damit in gewisser Weise auch nur in Sprache) zustandekommt. In diesem Falle wäre das Sein, das in der Rede zur Sprache kommt, ein Rede-Sein das von Sprache unabhängig wäre. Soll das leer-Wirken des Zimmers ein Beispiel für modifizierende Rede sein, dann müsste dies bedeuten, dass das Sein des Wirkens nur durch die Rede und insofern in Sprache möglich wäre und zugleich aber von Sprache – im Sinne des Koordinatensystems der determinierenden Rede – unabhängig. Der Unterschied der hier zur determinierenden Rede hervorgebracht werden soll, besteht darin, dass es wohl nicht Tatsachen sind (und sein können), die zur Norm des Redens, also zu den Geltungsbedingungen gelingender Rede werden. Wohl aber sind es zugleich nicht einfach Hirngespinnste, sozusagen reine Innerlichkeiten, deren Ausspruch nur von der individuellen Befindlichkeit des je sie Äußernden abhinge. In der modifizierenden wie determinierenden Rede muss ein *passender* Ausdruck gefunden werden. Während aber im ersten Fall auf etwas verwiesen werden kann, das in einem trivialen Sinne außerhalb, oder besser: unabhängig von der Äußerung, in einer gewissen Weise existiert, ge-

lingt dies bei der modifizierenden Rede eben nicht. Hier ist das Suchen des passenden Ausdruckes mit der *Entwicklung* der jeweiligen Rede *eins*. Die determinierende Rede leistet dabei gleichsam Geburtshilfe, indem sie die modifizierende Rede zu bestimmen erlaubt und so die Arbeit am Ausdruck⁹ ermöglicht:

»Hier scheint uns nun der Ort zu sein, wo das Denken, das nicht das Sein enthält, und wo vor allem der dieses Denken tragenden und ermöglichenden determinierenden Rede notwendig eine Hilfsfunktion rücksichtlich des Sein-Denkens zufällt. Zwar vermag die determinierende Rede prinzipiell nicht den passenden Ausdruck für das Wie des so-Wirkens einfach beizustellen, denn die Gehalte sind in beiden Fällen grundverschieden. Wohl aber geben die in ihr auftretenden Namen und die Verknüpfungen derselben das Vorbild und den Vorstoff ab, nach dessen Analogie die Selbstinterpretation im Sein-Denken wirklich wird. Die Selbstinterpretation ist ein metaphorischer Akt, der sich unwillkürlich und von selbst macht.« (König 1937: 202)

Unter der Selbstinterpretation des Denkens kann nach dem bisher Gesagten nicht verstanden werden, dass das Denken als vom Menschen unabhängige Macht gleichsam neben ihm auftrete und die Interpretation vollzöge. Denn unstrittig ist alles Denken, das Sein-Denken ebenso wie das Denken, das nicht das Sein enthält, an Reden gebunden. Zudem ist es notwendig der Mensch als dieses sprachliche Wesen, das die determinierende Rede nutzt, um die Arbeit am Ausdruck zu vollziehen. Was ihm aber hierbei widerfährt, ist nicht das Herausbringen von etwas, das schon da und nur noch in Worte zu kleiden wäre, sondern das Herausbringen von etwas, für das die modifizierende Rede als passender Ausdruck sich erweist. König ist bemüht diesen eigentümlichen Akt der Selbstinterpretation an einer Metapher zu erläutern. Am Beispiel des Geschmackes »den es zu »erkennen und erklären« gilt« (König 1937: 202), ist der die Äußerungen tuende Mensch als Projektionsapparat aufgefaßt, in den »ein bestimmtes Diapositiv eingesetzt ist« (König 1937: 202). Die Aufgabe besteht dann, um in der Metapher zu bleiben, in dem Beibringen des Auffangschirmes, der das Bild des Diapositives sichtbar¹⁰ macht:

»Unser Sagen und Aussprechen dessen, was das Gefühl uns sagt, ist dieses Bilden des Bildes als eines passenden. Und dabei sind wir, als auf einen Stoff, aus dem wir es herstellen, auf die determinierenden Reden angewiesen. Die in diesen Reden auftretenden Namen und

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

9 | Dieser fungiert hier als Mittel und Werkzeug eben des Suchens, das zum Finden werden kann; zu diesem medientheoretischen Ansatz vgl. Gutmann (2004).

10 | Auf das systematisch eng verwandt »Spiegelproblem« sei hier nur aufmerksam gemacht; näher dazu König (2004).

Verknüpfungen fungieren gleichsam als die Farben, mit denen wir unter der innerlich wirksamen Direktive jenes Geschmacks das neue Bild malen oder eben die modifizierende Rede hervorbringen.« (König 1937: 203)

Das hervorgebrachte Bild ist ein in der bestimmten Rede erst noch zu bildendes Bild, das dann der Norm des Geschmackes oder des Gefühles untersteht. Aber dadurch, dass es gesagt und aus-gesprochen ist, wird der Referent des Ausdruckes überhaupt erst hervorgebracht. Er ist in dem Sinne ein öffentlicher Gegenstand, als er sich im bestimmten Sagen ereignet.

Die Resonanz als Anzeige gemeinsamen Tuns

Modifizierende Ausdrücke vermögen etwas zu leisten, was determinierenden nicht zukommt. Sie »schließen« etwas »geistig auf« (König 1937: 213), was sonst nicht einfach nur nicht zugänglich, sondern in dem ganz trivialen Sinne nicht vorhanden wäre, als es nicht auf diese Weise gesagt wäre. Modifizierende Ausdrücke, die durch die determinierende Rede möglich gemacht werden, stehen für ein Phänomen, das König ebenfalls metaphorisch als Resonanz bezeichnet. Sie wird in der bisherigen Darstellung ausdrücklich als »bloßes Faktum« (König 1937: 204) genannt. Unter einer Resonanz verstehen wir physikalisch das Mitschwingen eines schwingungsfähigen Systems, wenn es durch eine Eigenfrequenz angeregt wird. Wenn wir etwa auf einem Klavier eine Saite anschlagen, dann schwingen andere Saiten mit, ohne dass wir sie angeschlagen hätten. Ausdrücklich finden bei König *Wörter Resonanz*:

»So bleibt nur das Faktum der Resonanz, die der Wortlaut *lebendig* findet, wenn wir ihn uns in dem Bestreben, der Rede des Seins zu Wort zu verhelfen, gleichsam vorhalten [...].« (König 1937: 212)

Und in der Tat wird der physikalische Vergleich weitergeführt, indem wir Sprache und ihr Lexikon mit einem Klavier vergleichen. Wörter stünden für bestimmte Gefühlswerte oder -töne (so könnten wir in der Metapher sagen) und das Sprechen der Wörter gliche dem Anschlagen der Saiten, für das die Wörter stehen. Das Widerhallen der Wörter in uns aber ist genau *nicht* die Resonanz, von der König hier redet. Statt dessen wird die Resonanz von ihm mit einer weiteren mechanischen Metapher belegt. Der Schlüssel nämlich zeige ein ähnliches Phänomen der Interaktion mit dem Schloss. Resonanz sei dann das Passen des Schlüssels, um das Schloss aufzuschließen. Und hierbei charakterisiert König Wörter als Schlüssel, deren Aufgabe gerade nicht darin bestand, etwas, z.B. Gefühle, aufzuschließen. Sie fungieren in dieser Form nur kontingent:

»Der Ausdruck findet also Resonanz ähnlich so, wie man einen Schlüssel Resonanz finden lassen könnte: nämlich dann, wenn das Schloß auf ihn reagiert. Die Wirkungen-in-uns, von denen wir als einem Eindruck-von (Gefühl-von, Gedanke-von) sprechen, sind wie verschlossene Türen; und das Faktum der Resonanz ist das Faktum, daß die Worte der Sprache, die – wie wir dazulegen versuchten – nicht von Haus aus als Schlüssel konzipiert sind, sich als diese Türen aufzuschließen fähig erweisen.« (König 1937: 213)

Zunächst ist also unsere rein formale Deutung als möglich ausgewiesen. Was aber ist damit gesagt? Es ergeben sich zwei Deutungen, die wir im weiteren mit der Unterscheidung von Gefühl und Affekt belegen können. Zum einen ließe sich vermuten, es lägen sprachunabhängige Regungen vor, die erst durch Sprache zu Gefühlen würden (vgl. Taylor 1985a, 1985b, 1985c). Die Resonanz wäre dann ein Kontingenzphänomen, das recht eigentlich anthropologisch so zu beschreiben wäre, dass etwas, vorsprachlich schon vorhanden durch bestimmte Ausdrücke (wiewohl kontingent), zur Rede gebracht werde:

»Es ist nur die Gegenseite dieses Sachverhalts, wenn wir betonen, daß diejenigen *Gefühle*, die allein den Gegenstand unserer Betrachtung bilden, die sind, die diese Resonanz ermöglichen. Dies wieder ist nichts anderes, als daß sie (modifizierende) Rede ermöglichen. Das Gefühl-sein dieser Gefühle ist dadurch bestimmbar.« (König 1937: 213 f.)

Bei genauerer Betrachtung ist die Unterscheidung von Gefühlen und dem Gefühl-Sein von Gefühlen entscheidend. Denn die Resonanz, die Gefühle ermöglichen, ist jene von König zurückgewiesene Form der Resonanz, die sich auf Affekte bezieht. Die Resonanzen der Klaviersaiten, die hier gemeint sind, sind das Gefühl-*Sein* der Gefühle. Dieses aber ist zunächst ein durch und durch in der Rede bestimmtes Sein. Wenn wir die König'sche Vermutung ernst nehmen, dass diese Resonanz (hier als reines Faktum bezeichnet) nur kontingenterweise zustande kommt, als nicht abgezwicktes Ergebnis menschlichen Tuns, dann erschlosse sich eine Deutungsmöglichkeit jenseits der (Paläo-)Anthropologie. Diese aber läge in der *Form* des Miteinander-Tuns und Sich-zueinander-Verhaltens von Menschen, die Rede gebrauchen (wenn auch ursprünglich zu andere Zwecken). Diese Betrachtung, die außerhalb der Überlegungen von Sein und Denken liegt, müsste Resonanz auf etwas beziehen lassen, das sich an dem Miteinander-Tun gelegentlich des Äußerns von Reden (etwa modifizierenden) ereignete. Es wäre dann im hier genannten Sinne wohl an Rede, aber nicht an Sprache gebunden. Das ursprüngliche Geben eines Eindruckes des so-Wirkens hinge an dem Fungieren eines Ausdruckes im Zusammenhang des Etwas-Miteinander-Teilens (vgl. Gutmann 2004).

*Der Lebensbegriff
bei Helmuth
Plessner und
Josef König.
Systematische
Rekonstruktion
begrifflicher
Grundprobleme
einer Hermeneutik
des Lebens*

In einem letzten Schritt können wir nun den Ausdruck ›lebendig‹ als modifizierendes Prädikat bestimmen. Der Übergang, der bei Plessner regelrecht natürlich schien, vom Ausdruck ›x ist lebendig‹ zu ›x ist ein Lebendiges‹ erweist sich nun in einem doppelten Sinne als missverständlich. Zum einen täuscht er *ontische* Verhältnisse da vor, wo es letztlich um Formen der Rede geht. Zum anderen substriert er Bestimmungen der *theoretischen* Einstellung dem *verstehenden* Reden, dem modifizierende Ausdrücke zugehören, in dem zumindest sie als solche fungieren. Diese Funktion mag sich an Merkmalen der Rede selber zeigen (dem *lebendiger*-Wirken steht das *weniger*-lebendig-Wirken als konträres Prädikat gegenüber und folglich zeigen sich echte Gegenteile). Der entscheidende Unterschied zu Plessners nivellierender Verwendung liegt aber eher darin, dass die Geltungsbedingungen der Verwendung von ›lebendig‹ als modifizierendes bzw. determinierendes Prädikat auf der einen Seite als metaphorischer bzw. theoretischer Wendung auf der anderen unberücksichtigt bleiben. Folgen wir hingegen der vorgeschlagenen Unterscheidung, so zeigt sich eine interessante Möglichkeit, das Verhältnis von theoretischer und verständiger Rede zu bestimmen. Leben wäre dann zunächst (modifizierend) jenem Feld hermeneutischer Rede zugehörig, in dem qua Metapher Verständigung und zwar gerade im Sinne der Selbstverständigung erzielt wird. Das Wort ›Leben‹ ist dann nicht in der Form ›x ist ein Lebendiges‹ zu nehmen, sondern als Anzeige einer Verständigung über das Lebendig-Wirken von etwas *auf uns*. Es bezeichnet eine bestimmte Form, des Selbstverhältnisses, die zwar über determinierende Rede bestimmt wird, nicht jedoch in ihr aufgeht. Dieser verständigenden Rede kann theoretische Bestimmung aufgesetzt werden. Es ergibt sich ein Verhältnis *zweier* Redeformen, die wir mit dem Verhältnis von Metapher und Modell vergleichen können. Das Lebendig-Wirken auf uns geht in ein Wie-ein-Lebendiges-Wirken über. In dieser Form ist nun die Rede über lebende Dinge als *Gegenstände* der Reflexion durchaus am Platz (zur weiteren Durchführung vgl. Janich/Weingarten 1999). In keinem der beiden Fälle ist der Referent des Wortes ›leben‹ oder ›lebendig‹ eine *dingliche*, in beiden aber sehr wohl eine *gegenständliche* Bestimmung.

Literatur

- Böhme, G. (1999):** *Kants Kritik der Urteilskraft in neuer Sicht*, Frankfurt a. Main.
- Fischer, J. (2004):** ›Leben – das ›grenzrealisierende Ding‹. Philosophische Anthropologie als Doppelkorrektiv von Genombiologie

- und Biomachtdiskurs«, in: U. Bröckling et al. (Hrsg.), *Disziplinen des Lebens*, Tübingen, S. 61–72. *Der Lebensbegriff bei Helmuth*
- Gadamer, H.-G. (1960a):** *Wahrheit und Methode*, Tübingen. *Plessner und*
- Gadamer, H.-G. (1960b):** »Die Natur der Sache und die Sprache der Dinge«, in: ders., *Gesammelte Werke*, 1999, Bd. 2., Tübingen, S. 66–76. *Josef König. Systematische Rekonstruktion begrifflicher Grundprobleme einer Hermeneutik des Lebens*
- Gadamer, H.-G. (1966):** »Mensch und Sprache«, in: ders., *Gesammelte Werke*, 1993, Bd. 2., Tübingen, S. 146–154.
- Gutmann, M. (2002):** »Human Cultures' Nature«, in: A. Grunwald et al. (Hrsg.), *On Human Nature. Anthropology: Biological And Philosophical Foundations*, Berlin, S. 195–240.
- Gutmann, M. (2004):** *Erfahren von Erfahrungen. Dialektische Studien zur Grundlegung einer philosophischen Anthropologie*, transcript, Bielefeld.
- Gutmann, M./Neumann-Held, E.-M.(2000):** »The Theory Of Organism And The Culturalist Foundation Of Biology«, *Theory of Biosciences*, Vol. 119: S. 276–317.
- Heberer, G. (1943):** »Das Typenprobleme in der Stammesgeschichte«, in: ders., (Hrsg.), *Die Evolution der Organismen*, Jena, S. 545–585.
- Janich, P. /Weingarten, M. (1999):** *Wissenschaftstheorie der Biologie*, München.
- König, J. (1937):** *Sein und Denken*, Halle.
- König, J. (2004):** »Überlegungen zur Spiegelmetaphorik. Manuskripte aus dem Nachlass von Josef König«, in: S. Blasche/M. Gutmann/M. Weingarten (Hrsg.), *Repraesentatio Mundi*, Bielfeld, S. 301–333.
- Plessner, H. (1928):** *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, 1975, Berlin.
- Taylor, C. (1978):** »Interpretation und die Wissenschaften vom Menschen«, in: H. G. Gadamer/G. Boehm (Hrsg.), *Seminar: die Hermeneutik und die Wissenschaften*, Suhrkamp, Frankfurt a. Main, S. 169–226 .
- Taylor, C. (1985a):** »Self-Interpreting Animals«, in: ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers I*, Cambridge, London, S. 45–76.
- Taylor, C. (1985b):** »Theories Of Meaning«, in: ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers I*, Cambridge, London, S. 248–292.
- Taylor, C. (1985c):** »Language and Human Nature«, in: ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers I*, Cambridge, London, S. 215–247.
- Troll, W. (1984):** *Urbild und Gestalt*, Köln, Wien.

